

Hans-Ulrich Jost

Der helvetische Nationalismus – Nationale Identität, Patriotismus, Rassismus und Ausgrenzungen in der Schweiz des 20. Jahrhunderts

in: Hans-Rudolf Wicker (Hg.), *Nationalismus, Multikulturalismus und Ethnozität. Beiträge zur Deutung von sozialer und politischer Einbindung und Ausgrenzung*, Bern, Haupt, 1998, 65-78.

Nation und Bundesstaat 1848

Der Begriff der Nation, der 1848 die Schaffung der modernen Schweiz begleitet hatte, beruhte im Wesentlichen auf den Prinzipien von Einheit, Volkssouveränität und liberalen politischen Rechten (Hunziker 1970). In diesem weitgehend politischen Konzept waren Elemente wie Kultur, Sprache, ethnische Zugehörigkeit oder Rasse, d. h. die Grundwerte des Nationalismus des 20. Jahrhunderts, noch kaum explizit anzutreffen. Allerdings darf nicht übersehen werden, dass der Begriff «Volk» - im Zusammenhang mit Volkssouveränität ein zentraler Aspekt - schon damals eine beinahe transzendente Komponente einbrachte. Und es muss auch gleich zu Beginn hier festgehalten werden, dass Frauen von den politischen Rechten, und damit eigentlich auch von der Nation — aber nicht vom Volke — ausgeschlossen waren.

Die Idee der Nation hatte zweifelsohne eine grosse Integrations- und Mobilisationskraft. Sie vermittelte insbesondere den liberal-radikalen Eliten eine der wichtigsten gemeinsamen Zielvorstellungen. In der konkreten Gründungsgeschichte von 1848 trat allerdings ein anderes Handlungsmotiv ebenso sehr in den Vordergrund: der Kampf gegen die Jesuiten. Es handelte sich dabei um eine wirkungsvolle, auf sozialer und kultureller Ausgrenzung beruhende Mobilisationsideologie, mit der der Sonderbundskrieg von 1847 erfolgreich legitimiert und der katholisch-konservative Widerstand gebrochen werden konnte. Zwar wurde die Notwendigkeit dieses Bürgerkrieges gegen die Katholisch-Konservativen staatspolitisch begründet, aber die Motive des freisinnigen Fussvolkes beruhten zu einem nicht unbedeutenden Teil auf sozialen und religiösen Vorurteilen. Hinzu kam eine utilitaristische, an liberalen Prinzipien angelehnte politische Ökonomie, die einen raschen Aufschwung der materiellen Verhältnisse versprach. Diese bildete gewissermassen die Brücke zwischen der gewalttätigen Mobilisationsideologie und den staatspolitischen Maximen. Der Glaube an wirtschaftlichen Fortschritt half ohne Zweifel mit, das Aggressionspotential der beiden sich bekämpfenden Lager zu mindern. Die Idee der politischen

Nation muss aber, trotz der Virulenz der schon anzutreffenden Ausgrenzungsstrategien, als positiver und integrierender Faktor bei der Gründung und beim Aufbau des Bundestaates gesehen werden.

Sakralisierung der politischen Nation

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verlor das politische, auf demokratischen Prinzipien aufbauende Konzept der Nation rasch an Boden. In den die Schweiz umgebenden Nationalstaaten der imperialistischen Epoche setzte sich ein aggressiver und zweckideologisch gebundener Nationalismus durch (Hobsbawm 1990; Alter 1985). Die ursprünglichen Ziele, die politische Freiheit der Bürger und eine solidarische Ordnung der Gesellschaft, gingen zusehends verloren. In den Vordergrund rückten nun emotionsgeladene und propagandafähige Werte. Diese sollten einerseits dazu beitragen, die schärfer werdenden sozialen Konflikte im Innern zu bewältigen, und andernseits mithelfen, die internationalen Auseinandersetzungen um Ressourcen und Machtpositionen ideologisch zu legitimieren.

Trotz ihrer kleinstaatlichen Stellung und ihrer spezifischen Ausgangslage erlebte die Schweiz eine Entwicklung, in der in ähnlicher Weise das Konzept der Nation sich veränderte. Anstelle des politisch-demokratischen Primats wurde der Idee der Nation eine Reihe von Orientierungsmustern unterlegt, die zum Repertoire des europäischen, von konservativen Machtstaaten dominierten Nationalismus zählten. An den zahlreichen Weltausstellungen beispielsweise präsentierte die Schweiz einen Katalog von Bildern und Argumenten, der sich nur wenig von jenem der grossen europäischen Nachbarn unterschied (Jost 1980). Auch wurde, gewissermassen im Zugzwang der Grossmächte, ein an einen Mythos angelehnter Nationalfeiertag erfunden und 1891 erstmals amtlich verordnet. Bezeichnenderweise verwies das gewählte Datum - der 1. August 1291 - nicht auf die Gründung des liberalen und demokratischen Staates von 1848, sondern auf eine weit ausserhalb dieses normativ-politischen Kontextes stehende Gründungslegende.

Der siegreichen freisinnigen Partei des Bürgerkrieges von 1847 war es anfänglich gelungen, die Idee der Nation zu monopolisieren. Doch die innenpolitischen Schwierigkeiten, die gegen Ende des Jahrhunderts die Dominanz des Freisinns bedrohten, veranlassten diesen, sich den Katholisch-

Konservativen zu nähern und einen Vertreter der Oppositionspartei in den Bundesrat aufzunehmen. Dies hatte zur Folge, dass das ursprüngliche republikanisch-revolutionäre Modell der Nation dem ideologischen Konzept des antirevolutionären Konservatismus und der katholischen Doktrin, die den Liberalismus grundsätzlich in Frage stellten, angepasst werden musste. Die Nation wurde zu einer Art Kirche der neuen bürgerlichen Koalition. Und zur Stärkung der Loyalität des Bürgers kamen nun vermehrt emotionale, religiöse und autoritäre Werte und Vorstellungen ins Spiel. Ein mythisches und sakrales Bekenntnis begann den politisch-rationalen Charakter der Nation zu verdrängen. In diesem neuen Orientierungsraster fehlten nur noch identitätsstiftende und der Popularisierung zugängliche Bilder und Symbole, d. h. rituelle Bezugspunkte und geheiligte Orte, die das Bewusstsein des Volkes zu tragen und zu steuern vermochten. Es setzte eine umfangreiche Produktion nationaler Bau- und Kulturwerke ein. Dabei wurde selbst der Löwe von Luzern, einst das Emblem des reaktionären Widerstandes gegen den Liberalismus, in die Galerie nationaler Symbole eingegliedert. Zahlreiche Monumente (z.B. Winkelried in Stans, Tell in Altdorf oder die Rütli-Gruppe im Bundeshaus) bildeten die Marksteine einer zunehmend mythologisierten nationalen Geschichte. Schlachtendenkmäler und Hodlers Marignano-Fresken im Landesmuseum gaben der helvetischen Identität eine soldatische Komponente, mit der man Anschluss an den Taktschritt des preussischen Militarismus suchte. Die Alpen rückten nun endgültig ins Zentrum einer nationalen und heroischen Identität, wobei Alpenbilder wie jene Hodlers diesen Prozess beförderten. Ein Kunstkritiker hielt 1921 fest: «Das Hodlergebirge verleiht der schweizerischen Landschaft eine Dominante von überragender Wucht und Stärke. Es hebt die Schweiz als relative Einheit mehr oder weniger ab von den umgebenden Nachbarländern» (Ganz 1921: 38). Die Tourismusplakate halfen kräftig mit, ein idealisiertes Alpenbild und die neue helvetische Identität auch in breiten Volksschichten zu popularisieren.

Es geht mir hier nicht darum, die komplexe Geschichte der Produktion nationaler Symbolik im Einzelnen nachzuzeichnen (Jost 1989). Wichtig allein ist die Feststellung, dass sich in der Schweiz zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine politische Kultur des Nationalismus durchgesetzt hatte, in der einerseits sakrale, mythische und autoritäre Werte dominierten, die aber andererseits moderne Kommunikationsformen enthielt, mit denen die neue

Massengesellschaft wirksam beeinflusst werden konnte. Diese emotional und symbolisch intensive Sprache schuf ein komplexes System von Identitäten und Ausgrenzungen. Die Landschaft der Schweiz wurde zu einer helvetischen Natur, die sich gegen das Fremde richtete und den Ausländer bestenfalls als zahlenden Touristen oder als Fremdarbeiter tolerierte.

Das Prinzip dieses Funktionswandels kann man am Beispiel der Sinnveränderung der Alpen illustrieren. Die Alpen, über Jahrhunderte hinweg sowohl Brücke wie Riegel, wurden zuerst eine pittoreske, vor allem dem Tourismus förderliche Landschaft, dann ein Hort der urtümlichen schweizerischen Werte, der am Gotthard, wo vier Flüsse ein Kreuz bilden, seinen symbolischen Ausdruck fand. Als Festung ausgebaut, kommt es im Zweiten Weltkrieg mit dem *Réduit national* nicht nur zu einer militärischen, sondern auch zu einer intensiven geistigen und ideologischen Belegung der Alpen. Das *Réduit*, symbolträchtiger strategischer Ort zur Abwehr der fremden Gefahr, liess zwar die Mehrheit der im Mittelland lebenden Bevölkerung ohne militärischen Schutz, schmolz aber Armee und Nation zu einer untrennbaren Einheit zusammen (Jost 1991). Gleichzeitig wurde der Mythos der Schweiz als urtümliche und unabhängige Hirten- und Alpenrepublik, die wenig mit dem Konzept der weltoffenen Nation von 1848 gemein hatte, erneut bekräftigt. So entstand auf dem Boden einer Industriegesellschaft der Mythos eines bodenverwurzelten und traditionellen Hirtenvolkes, das über der Völkergemeinschaft stehend sein eigenständiges Schicksal verwirklicht hatte.

Nationalismus und Ausgrenzung

Wir sehen in der sozialen Differenzierung und der politischen Ausgrenzung eine der wichtigsten Funktionen des neuen Nationalismus. Sie betraf gleich zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein gesellschaftspolitisch besonders sensibles Umfeld: die in der Schweiz lebende ausländische Bevölkerung. Die wirtschaftliche Entwicklung vor dem Ersten Weltkrieg hatte, vor allem in einigen der grösseren Städte, zu zahlenmässig bedeutenden Ausländerkolonien geführt. Nationalistisch gesinnte Kreise wandten sich diesem Bereich zu und schufen dabei den polemisch wirkungsvollen Begriff der Überfremdung (Arlettaz 1985). Im Jahre 1900 publizierte Carl Alfred Schmid eine Schrift unter dem Titel «Unsere Fremdenfrage», und 1914 fand «Überfremdung» Eingang in die Amtssprache des Eidgenössischen Politischen

Departements. Jüngere konservative Autoren wie Gonzague de Reynold sprachen ohne Hemmungen von «Barbaren» und «unzivilisierten Kindern», die die Schweiz mit Anarchie und physischen Krankheiten überziehen würden. Rechtsradikale Politiker wie Eugen Bircher, Führer des einflussreichen Vaterländischen Verbandes und Nationalrat der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (heute SVP), verbreiteten xenophobe und rassistische Theorien im Stile von Houston Stewart Chamberlain (Jost 1992/1: 89-109). Seit dem Ende des Ersten Weltkrieges begann sich auch die eidgenössische Fremdenpolizei systematisch mit der Überfremdungsfrage zu befassen, wobei die Juden als besonders unassimilierbare Elemente galten. Diese einseitige Optik belastete die Flüchtlingspolitik der dreissiger Jahre und des Zweiten Weltkrieges in entscheidendem Masse. In der Zwischenkriegszeit vermochte sich das Überfremdungssyndrom als zentrales Element im Programm der politischen Rechten festzusetzen. Es behielt in der Folge einen festen Platz in der politischen Kultur der Schweiz des 20. Jahrhunderts.

Die Verbreitung xenophober Strömungen beruhte nicht zuletzt auch auf dem Umstande, dass der offizielle patriotische Nationalismus Sinngehalte vermittelte, die die Ausgrenzungsmechanismen unterstützten. Die beständige Evozierung einer Identität, die darauf beruhte, die Schweiz gegenüber andern Ländern hervorzuheben, begünstigte anmassende, das Ausland und die Ausländer diskriminierende Vorstellungen. Am Ende des 19. Jahrhunderts hatte der freisinnigen Staatsrechtler Carl Hilty geschrieben: «Die schweizerische Eidgenossenschaft ist nach unserer Auffassung ein von Gott gewolltes und mit einem ganz besonderen Berufe ausgestattetes staatliches Gebilde, ein gesondertes Volk Gottes» (HILTY 1897: 540).

In der Folge lehnte sich die helvetische Identitätsbildung immer wieder an dieses Selbstverständnis an. Im Umfeld der Geistigen Landesverteidigung vor und während des Zweiten Weltkrieges erfuhr dieser Ansatz eine weitere Vertiefung. Dabei wurde der meist nur schwammig definierte Begriff «schweizerisch» immer wieder vorgebracht, um einerseits eine konservativ-populistische Propaganda zu stützen und andererseits alles «Fremde» als negativ zu stigmatisieren. Mit der Kombination «fremd» und «unschweizerisch» konnte eine emotional sehr wirkungsvolle Abwehrhaltung der Schweizer aufgebaut werden. Zu derselben Identitätskonstruktion zählt

auch der Begriff «Sonderfall», den man insbesondere aus der spezifischen historischen Erfahrung der Schweiz während der beiden Weltkriege ableitete. «Volk Gottes» und «Sonderfall» enthielten zudem implizit nicht nur eine moralische Legitimation der Abgrenzung, sondern begründeten auch die Überzeugung, von übernationaler Verantwortung enthoben zu sein. Die schweizerische Gesellschaft verweigerte gewissermassen, trotz ihrer kulturell und wirtschaftlich hochgradigen Integration im internationalen Kontext, jede moralische, politische oder historische Verantwortung. Akzeptiert wurde nur ein den Staat nicht verpflichtender humanitärer Einsatz. Dieser Kontext macht auch verständlich, warum die Neutralität aus einem Mittel der Aussenpolitik zu einem integralen Staatszweck, ja zu einem der höchsten Werte der helvetischen Identität aufsteigen konnte.

Die entlang des Begriffs «Fremder» konstruierte soziale Differenzierung berührte allerdings nicht nur die Ausländer. Im Gegenteil, man kann feststellen, dass Xenophobie und Überfremdung eine nicht zu unterschätzende Rolle bei innenpolitischen Auseinandersetzungen spielen. Die Überfremdungstheoretiker sahen zwar in allen Ausländern eine Gefahr für die nationale Existenz, doch ihr konkreter Kampf zu Beginn des Jahrhunderts richtete sich in erster Linie gegen die italienischen Arbeiter. Die Stigmatisierung dieser von der Wirtschaft hereingeholten ausländischen Arbeitskräfte half bei, deren soziale und gewerkschaftspolitische Aktivität zu unterbinden. Dies hatte zudem den Vorteil, dass man ebenfalls die einheimische Arbeiterschaft, die sich in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts gewerkschaftlich und politisch wirkungsvoll zu organisieren begonnen hatte, sozial diskriminieren und politisch spalten konnte. Da im Baugewerbe die heftigsten Streikbewegungen oft von den unterbezahlten italienischen Arbeitern ausgelöst wurden, konnten Arbeitskämpfe und Streiks insgesamt als «unschweizerische» Verhaltensweisen gebrandmarkt und die einheimischen Arbeiter gegen ihre ausländischen Kollegen aufgehetzt werden. Schweizer Arbeiter aber, die im Sinne der sozialistischen Ideale gewerkschaftliche Solidarität übten, wurden zu Fremden im eigenen Land gestempelt (Gruner 1988). Die Logik dieses Ausgrenzungsprozesses erfuhr gegen Ende des Ersten Weltkrieges, als die schweizerische Arbeiterbewegung den bisher einzigen nationalen Generalstreik organisierte, einen Höhepunkt. Die Aktion der Arbeiterschaft wurde als Resultat einer ausländischen (bolschewistischen) Verschwörung bezeichnet, wodurch der

Einsatz der Armee gegen die Streikenden einen zusätzlich vaterländischen Zug erhielt. Gleichzeitig verstärkten die Bundesanwaltschaft und die Fremdenpolizei ihre repressive Aktivität, in der die organisierten Schweizer Arbeiter, die ausländischen Arbeitskräfte und die Fremden überhaupt als austauschbare Feindbilder eingesetzt wurden (Jost 1992/2). Spätestens seit dieser Zeit spielen Fremden- und politische Polizei die Rolle von politischen und sozialen Diskriminationsmaschinen, die auch die eigene Bevölkerung nicht verschont.

Diese im Umfeld des Ersten Weltkrieges spezifische Interpretation eines letztlich sozialen Problems - ein Sechstel der Bevölkerung war notstandsberechtigt - erfasste die Mehrheit der bürgerlich Elite und schuf die dominierenden Wertmuster der Zwischenkriegszeit. Ein Teil der Bevölkerung galt nun als gefährlich, und die Schweizerische Arbeitgeber Zeitung kam beispielsweise 1919 zum Schluss, «dass wir in Zürich einen ausgewachsenen Grosstadtjöbel besitzen, der nur durch Maschinengewehre und Handgranaten im Zaume zu halten ist» (Jost 1992/1: 85). Dieser anvisierte Jöbel setzte sich nun eben aus «fremden» und «unschweizerischen» Elementen zusammen, die systematisch sozial disqualifiziert und stigmatisiert wurden. In geradezu verdichteter Form brachte die *Front*, das Organ einer der grössten rechtsextremen Bewegungen der dreissiger Jahre, diese Form der Ausgrenzung auf einen Nenner. Sich auf die Gegendemonstration der Arbeiterbevölkerung anlässlich eines Fackelzuges der Rechten im Herbst 1933 beziehend, schrieb dieses Blatt: «Saht ihr sie nicht, die bleichen Fremdlinge und zischenden Judenweiber, die am Strassenrande im Schutz roter Knüppel unseren Fackelzug mit Schmährufen verfolgten» (Rings 1974: 46). Die Kombination der nationalistischen Ausgrenzung ist hier perfekt. Juden, Sozialisten, Frauen und Ausländer bilden die zu bekämpfende Gefahr im Innern der Nation.

In diesem Zusammenhang müsste ebenfalls die Frage aufgeworfen werden, inwiefern diese Konstruktionen von «einheimischen» Fremden und inneren und Feinden auch für das gespannte Verhältnis zwischen den verschiedenen Sprachregionen verantwortlich war. Jedenfalls wurde die politische Stigmatisierung der Linken nicht selten mit kulturellen Vorurteilen kombiniert. Das Oltener Aktionskomitee, das 1918 den Generalstreik leitete, wurde in der Westschweiz mit dem Schimpfwort *boche* belegt. Eine nationale

Identitätsbildung, die in starkem Masse auf Ausgrenzungen beruht, fällt schliesslich auf die eigene Bevölkerung zurück, und dies umso stärker, wenn eine kulturelle Segmentierung entsprechende Zuschreibungen erleichtert.

Helvetischer Rassismus

Obwohl uns diese Ausführungen ein wenig aus dem Zentrum unseres Themas herausgeführt haben, möchte ich noch zwei weitere Folgeerscheinungen des Nationalismus aufgreifen. Die eine betrifft den sich im Umfeld der nationalen Identität ansiedelnde Rassismus. Dieser tritt anfänglich völlig harmlos auf, wie etwa in der Botschaft des Bundesrates aus dem Jahre 1884 betreffend des Aufkaufs einer Sammlung von Fundgegenständen der sogenannten Pfahlbauer. Um den Nationalrat von der Qualität der Sammlung zu überzeugen, zitiert der Bundesrat aus einem Gutachten, in dem wörtlich von den «prächtigen Schädeln» gesprochen wird, die sich «den besten Schädeln arischer Rasse» zur Seite stellen liessen (Bericht 1884: 564). Zwanzig Jahre später wird, in ähnlicher Weise auf der Folie der nationalen Identität, der «homo alpinus» erfunden. Diesem mythischen Konzept stellen sich in der Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg eine ganze Reihe verschiedenster pseudowissenschaftlicher, an die Eugenik angelehnte Theorien zur Seite. Selbst die altherwürdige Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft setzte eine Hygienekommission ein, die, vor allem in den Schulen, Propaganda für Erbhygiene machte. Der Kanton Waadt seinerseits führte 1928 über die Gesetzgebung die Zwangssterilisation von Geisteskranken ein. Dieses Gesetz erweckte auch das Interesse der deutschen Regierung, die im März 1934 um Zustellung der entsprechenden Unterlagen bat (Ehrenström 1991). Die Beschäftigung mit der Rassenfrage war in der Schweiz weit breiter, als wir es uns heute zugestehen. Es fehlte auch nicht an Vorschlägen für konkrete bevölkerungspolitische Eingriffe, wie dies beispielsweise das Vorgehen gegen die Zigeuner zeigte. Schon 1911 hatte der Bundesrat eine ausführliche Studie über die sogenannte «Zigeunerplage» ausarbeiten lassen. In der Zwischenkriegszeit lancierte Pro Juventute dann die bekannte Kampagne zur Sanierung der Zigeunerfamilien, die darin bestand, den Eltern systematisch die Kinder zu entreissen und diese in Anstalten, gelegentlich aber auch in Zuchthäusern, unterzubringen. Diese von bekannten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens geförderten Aktionen hatten durchaus einen Zusammenhang mit dem nationalen Denken. Gewiss stand die sogenannte Volksgesundheit oder die Erhaltung

der Rasse im Vordergrund, aber es ging eben immer auch um das schweizerische Volk und um die Verbesserung seiner «nationalen» Qualitäten. Aber die Gleichstellung von sozial ungesund, unschweizerisch und fremd führte dazu, dass beispielsweise Zigeuner, Ausländer, Juden und Kommunisten mit ähnlichen Argumenten aus der Volksgemeinschaft, die nun auch die Nation verkörperte, ausgeschlossen werden konnten.

Das neue Bauern- und Soldatentum

Versuchen wir nun noch, die mit dem neuen Nationalismus konvergierende politische Kultur zu umschreiben. In deren Zentrum stand eine dumpfe, auf Erde, Gebirge und Folklore sich berufende Heimatvorstellung. Ich möchte, stellvertretend für die unzähligen Varianten dieser nationalen Selbstinterpretation, den Text eines Zeitgenossen vortragen, den man in der Regel nicht zu den politisch-patriotischen Bannerträgern zählt. Doch Carl Gustav Jung schrieb 1928 in einer sehr angesehenen Kulturzeitschrift: «Seit alten Zeiten ist das der Schweiz zugehörige astrologische Zodion entweder das der Jungfrau oder das des Stieres; beides sind sogenannte Erdzeichen, ein untrüglicher Hinweis darauf, dass schon den alten Astrologen der chthonische Charakter der Schweizer nicht entgangen war. Aus der Erdgebundenheit des Schweizers gehen sozusagen alle seine guten und schlechten Eigenschaften hervor, die Bodenständigkeit, die Beschränktheit, die Ungeistigkeit, der Sparsinn, die Gediegenheit, der Eigensinn, die Ablehnung des Fremden, das Misstrauen, das ärgerliche Schwizerdütsch und die Unbekümmertheit oder Neutralität - politisch ausgedrückt». Und bezüglich der Nation meinte Jung: «Wir können als Nation weder beschämt sein, noch können wir uns als solche ändern. Ändern oder bessern kann sich nur der einzelne, der in seiner seelischen Entwicklung das nationale Präjudiz zu übernehmen vermag. Der Nationalcharakter ist dem Menschen als ein ungewähltes Schicksal auferlegt wie ein schöner oder hässlicher Körper» (Jung 1928: 475 und 476).

Die Vorstellung der Erdgebundenheit kam breiten kulturellen und politischen Bewegungen entgegen. So stützte der von Ernst Laur geführte Schweizerische Bauernbund seine für den bäuerlichen Verdienst und das politische Prestige erfolgreiche Landwirtschaftspolitik auf diese neue nationale Identität ab, während im Gleichschritt dazu die Bewegung des

Heimatschutzes nicht nur die Landschaft und die traditionellen Bauten, sondern auch die Dialekte und die Trachten zu schützen, fördern und reglementieren begann. Diese neue Kulturbewegung erfolgte in einer Phase des ökonomischen Niedergangs der Bauernschaft. Diese war schon in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts von der Industriebevölkerung überrundet worden und sah sich im 20. Jahrhundert zusehends einem existenzgefährdenden Druck der modernen kapitalistischen Wirtschaft ausgesetzt. Der Rückgriff auf die «chthonische» politische Kultur erwies sich jedoch als überaus geeignet, um im nationalen Rahmen des Bürgerblockes den Antisozialismus der Liberalen mit den traditionellen Werten der Konservativen zu verschmelzen. Das Amalgam von Bauerntum, Patriarchalismus, Blut und Boden befriedigte sowohl die von Maurras und Barrès beeinflusste Westschweizer Rechte, wie auch die als reaktionärer Prellbock des Deutschschweizer Bürgertums sich anbietende Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei. Diese politische Kultur lief nicht nur darauf hinaus, die Nation zusehends als bäuerisch zu identifizieren, sondern sie diente auch zur negativen Stigmatisierung der städtischen Gesellschaft, insbesondere der Intellektuellen und der Arbeiter. Ernst Laur war der Überzeugung, dass die Städte und die Industrie nur dank der, wie er es nannte, «Blutauffrischung» vom Lande vor der urbanen Dekadenz verschont werden könnten (Laur 1918). Otto von Greyerz, der Papst des volkstümlichen Heimatschutzes, sah hinwiederum in den Städten einen bedenklichen kulturellen Niedergang und eine Gefahr für die nationale Identität. Die Grosstadt, meinte er, sei nicht zuletzt durch ein «heimatloses Literatengeschlecht», in dem es dem «Ewigen Literaturjuden» besonders wohl sei, gekennzeichnet (Greyerz 1923: 32-33).

In diesem Zusammenhang muss kurz auf die Sprache und die Literatur, die im Nationalismus eine zentrale Rolle spielen, hingewiesen werden. Die Mehrsprachigkeit der Schweiz macht eine Instrumentalisierung dieser Elemente im helvetischen Nationalismus zu einem zweiseitigen Schwert. Bekanntlich hatte die Zurückführung des nationalistischen Patriotismus auf die sprachlich-kulturelle Identität schon vor dem Ersten Weltkrieg zu schweren Spannungen geführt, die sich dann während des Krieges als sogenannter «Graben» manifestierten (DU BOIS 1983). In der Zwischenkriegszeit kam es deshalb, auch im Rahmen nationalistischer Strömungen, zu einer Segmentierung der sprachlichen Identitäten, d. h. sie

wurden im Rahmen des Heimatschutzes, der lokalen Kultur und des Föderalismus isoliert. Hierzu zählte etwa auch die Anerkennung des Rätoromanisch als vierte Landessprache. Anzumerken wäre hier noch, dass diese sprachlich-kulturelle Segmentierung nicht unwesentlich dazu beitrug, dass sich die extreme nationalistische Rechte in der Zwischenkriegszeit nicht als gesamtschweizerische Bewegung zu formieren vermochte.

Eine der stärksten Prägungen erfuhr der Nationalismus des 20. Jahrhunderts durch das Militärwesen und den Krieg. Die Rekrutierung breiter Bevölkerungsschichten für die beiden Weltkriege hatte neue Gruppensolidaritäten geschaffen, in der militärische Werte einen grossen Anklang fanden und sich zu einer eigentlichen Kultur des Soldatentums verdichteten. Dies vermittelte der Armee ein hohes soziales Prestige. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte die eidgenössische Milizarmee noch nicht eine unbestrittene Vorrangstellung bei der Repräsentation der Nation einzunehmen vermocht. Doch im 20. Jahrhundert wurden Armee und Nation immer mehr gleichgesetzt (Jost 1985). Diese Entwicklung hatte schon vor dem Ersten Weltkrieg, und nicht zuletzt unter dem Einfluss des deutschen Militarismus, eingesetzt. Die Zeit der Mobilmachung, mit ihrer vor allem für die Offiziere umfangreichen Geselligkeit, liess einen tiefgreifenden, nationalen militärischen Kodex entstehen. Es ist kein Zufall, dass der reaktionäre, antidemokratische Aristokrat Gonzague de Reynold (Mattioli 1994) von General Wille zum Chef des Vortragsbureaus, dem kulturell-ideologischen Propagandainstrument der Armee, ernannt wurde. Ideologisch und emotionell vertieft wurde der reaktionäre Soldatengeist anlässlich des Einsatzes im Generalstreik am Ende des Krieges, der für viele Offiziere als eigentlicher - und einziger - Ernstfall aufgenommen wurde. Nach einer kurzen moralischen Krise zu Beginn der 20er Jahre setzte dann rasch die geistige Remilitarisierung ein. Einer der eifrigsten Beförderer dieser Entwicklung war der erste Bundesrat der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, Rudolf Minger. Trotz rasch fortschreitender Militärtechnologie kam es zu einer politischen und sozialen Allianz von Bauerntum und Armee. In den 30er Jahren fühlten sich dann einige der einflussreichsten Gruppen des höheren Offizierscorps stark genug, um eine Art «Friedensgeneral» und Abbau der parlamentarischen Kontrolle der Armee zu fordern. Schliesslich entstand im Zweiten Weltkrieg unter dem Kommando von General Guisan eine äusserst populäre Militärkultur, die sich gewissermassen wie ein inneres

Staatswesen neben das mit Misstrauen betrachtete Vollmachtregime des Bundesrates stellte.

Nation und Helvetia

Mit der Verweigerung des Frauenstimmrechts hatte die männliche Nation die Hälfte der Bevölkerung ausgegrenzt. Umsomehr dienten Frauenfiguren der emblematischen Darstellung politischer Grundwerte, oder sie mussten die Nation an sich verkörpern. Auch in der Schweiz waren seit dem 18. Jahrhundert Frauenbilder in der staatlichen Repräsentation gelegentlich aufgetreten, und 1850 erschien eine sitzende Helvetia auf der ersten Einheitsmünze des jungen Bundesstaates.

Doch die Frauenfiguren der Gründungsphasen waren oft weniger eine Allegorie der Nation denn ein Symbol der Freiheit (Agulhon 1979). Mit der Verfestigung der Nation als Macht- und Ordnungsstaat und der Hinwendung zu einer konservativen politischen Kultur wurde der weiblichen Verkörperung der Nation ein neues Kleid umgelegt. Aus einem sozialen oder gar politischen Wesen wurde eine «Natur», eine im Geiste von Legenden neu geschaffene Gralshüterin der von politischen und sozialen Werten gereinigten Nation.

Am Ende des 19. Jahrhunderts, als die ersten politischen Vereine der Frauen in der Schweiz ernsthaft um das Stimmrecht zu kämpfen begannen, wandten sich auch Staat und Öffentlichkeit in oft spektakulärer Weise der Helvetia zu (Kreis 1982). Der Giebel des 1902 fertiggestellten Bundeshaus wurde mit einer aus drei Frauenfiguren zusammengesetzten Gruppe gekrönt. In der Mitte, eine Fahne stützend, steht die «Politische Unabhängigkeit», während die zwei zur Seite sitzenden Frauen die Exekutive und die Legislative darstellen sollen. Eine ebenso gewaltige Helvetia hatte der Schweizerische Bankverein 1900 in der pompösen Empfangshalle seines Palastes in Zürich aufstellen lassen. Richard Kissling, ihr Schöpfer, hatte auch das Escher-Denkmal und den Tell in Altdorf geschaffen.

Dies wäre gewissermassen die emblematische Seite des Verhältnisses von Frau und Nation. Auf der Ebene des konkreten Nationalismus selber zählten demgegenüber jene Frauen, die um die politische Emanzipation kämpften,

zu den erklärten Feindbildern der herrschenden politischen Eliten. Die Katholisch-Konservativen kämpften vehement für ihre traditionalistische, vom kirchlichen Dogma geprägte Frauenrolle, während in nationalistischen oder militaristischen Kreisen die strikt geschlechterspezifische Hierarchie gefordert wurde. Besonders kritisch war man jenen Frauen gegenüber, die sich auf der Seite der Linken an politischen oder sozialen Kämpfen beteiligten. Solche Frauen, glaubten gewisse Kreise, seien noch gefährlicher als Männer, da ihre Entwurzelung von der Familie sie ihrer moralischen und sittlichen Schranken vollständig beraubt hätte. Alle diese Einschätzungen beförderten eine Geisteshaltung, die der Frauenemanzipation schroff gegenüberstand. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden die ersten Vorstösse in dieser Frage denn auch allesamt zurückgeworfen. Hinzu kam die durch die Krise der Zwischenkriegszeit bedingte ökonomische Schlechterstellung der Arbeiterinnen. Obwohl die schweizerische Wirtschaft seit dem 19. Jahrhundert zu mindest einem Drittel auf Frauenarbeit beruhte, war die Stellung der Frauen im Arbeitsprozess prekär. Dafür wurde das weibliche Geschlecht, eingekleidet in streng reglementierte Trachten, für patriotische Anlässe und nationale Rituale mobilisiert. Selbst der im Zweiten Weltkrieg geschaffene Frauenhilfsdienst der Armee bestätigte eher die politische und soziale Zurückbindung der Frauen. Er beförderte jedenfalls kaum eine rasche politische Emanzipation (Pavillon 1989).

Mit diesem kurzen Blick auf die Stellung der Frauen in Nation und Gesellschaft möchte ich diesen Beitrag zum Problem des helvetischen Nationalismus in der Ersten Hälfte des 20. Jahrhundert abschliessen. Es ging mir in erster Linie darum zu zeigen, wie die Ansätze einer politisch liberal und republikanisch konzipierten Nation des 19. Jahrhunderts auf Kosten von mythischen, sakralen und reaktionären Vorstellungen stark an Boden verloren. Der moderne Nationalismus des 20. Jahrhunderts enthält gewiss gerade dank dieser antirationaler Elemente eine grosse Integrations- und Mobilisationskraft. Seine symbolische Ausdrucksweise war zudem für den Einsatz in den neuen Massenmedien des 20. Jahrhunderts besonders geeignet. Der neue Nationalismus forderte aber auch schwerwiegende gesellschaftliche Kosten. Solche finden sich beispielsweise in den Prozessen sozialer Ausgrenzung und kultureller Segmentierung, in der Verschärfung gesellschaftlicher Hierarchien und in rassistischen Vorstellungen (Todorov 1988). Damit drängt sich die Frage auf, ob die Idee der Nation im 20.

Jahrhundert nicht die Menschenrechte entscheidend entwertet hat. Oder mit andern Worten: hat nicht der Nationalismus des 20. Jahrhunderts die Ideale der Nation des 19. Jahrhunderts verraten?

AGULHON Maurice (1979): Marianne au combat, l'imagerie et la symbolique républicaine de 1789 à 1880. Paris.

ALTER Peter (1985): Nationalismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

ARLETTAZ Gérald (1985): Démographie et identité nationale (1850-1914). La Suisse et «La question des étrangers» Etudes et Sources 11: 83-180.

ARLETTAZ Gérald und BURKART Silvia (1990): Naturalisation, «assimilation» et nationalité suisse. L'enjeu des années 1900-1930. In CENTLIVRES Pierre (ed.): Devenir Suisse. Adhésion et diversité culturelle des étrangers en Suisse. pp. 47-62. Genève: Georg.

BERICHT des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Erwerbung der Pfahlbauten-Sammlung von Dr. Gross und das Postulat vom 9. Juli 1883 betreffend Gründung eines schweiz. Nationalmuseums. (Vom 25. November 1884.) BBl 1884, IV.

DU BOIS Pierre (1983): Les relations entre Alémaniques, Romands et Tessinois aux XIXe et XXe siècles. Lausanne: Ed. de l'Aire.

EHRENSTRÖM Philippe (1991): Eugénisme et politique: réflexions sur une étude de cas. Les Annuelles 2 (Lausanne): 65-86.

GREYERZ Otto von (1923/24): Heimatkunst. Wort und Sache. Schweizer Monatshefte 3: 32-33.

HILTY Carl (1897): Politisches Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft XI.

HOBSBAWM Eric (1990): Nations et nationalisme depuis 1780. Paris: Gallimard.

HUNZIKER Guido (1970): Die Schweiz und das Nationalitätsprinzip im 19. Jahrhundert. Basel: Helbing & Lichtenhahn.

JOST Hans Ulrich (1980): Anfänge der kulturellen Aussenpolitik der Schweiz. In ALTERMATT Urs und GARAMVÖLGYI Judit (ed.): Innen- und Aussenpolitik, Festschrift zum 60. Geburtstag von Walther Hofer. pp. 581-590. Bern/Stuttgart: Haupt.

JOST Hans Ulrich (1989): La Nation, la politique et les arts. Schweiz. Zeitschrift für Geschichte 39: 293-303.

JOST Hans Ulrich (1991): Reflet culturel de la politique suisse des années 40. Nos monuments d'art et d'histoire 42: 283-290.

JOST Hans Ulrich (1992): Die reaktionäre Avantgarde. Die Geburt der neuen Rechten in der Schweiz um 1900. Zürich: Chronos.

JOST Hans Ulrich, VUILLEUMIER Marc (1992): Cent ans de Police politique en Suisse (1889-1989). Lausanne: Ed. d'en bas.

JUNG Carl Gustav (1928): Die Bedeutung der schweizerischen Linie im Spektrum Europas. Neue Schweizer Rundschau 21: 469-479.

KREIS Georg (1982): Der Junge Staat. Sein Ausdruck und Abbild. In: Damals in der Schweiz. pp. 149-158. Zürich: Buchklub Ex Libris.

LAUR Ernst (1918): Die schweizerische Bauernpolitik im Lichte einer höheren Lebensauffassung. Brugg: Verlag des schweiz. Bauernverbandes.

- MATTIOLI Aram (1994): Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz, Zürich, Orell Füssli.
- RINGS Werner (1974): Schweiz im Krieg 1933-1945. Zurich: Ex Libris.
- PAVILLON Monique (1989): Les immobilisées. Les femmes suisses en 39-45. Lausanne: Editions d'en bas.
- STÜCKELBERGER Johannes (1985): Die künstlerische Ausstattung des Bundeshauses in Bern. Zeitschrift für schweiz. Archäologie und Kunstgeschichte 42: 185-234.
- TODOROV Tzvetan (1988): Nous et les autres. La réflexion française sur la diversité humaine. Paris: Seuil.